

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 94 (1968)
Heft: 39

Artikel: Wir stellen Nebi-Mitarbeiter vor: René Gilsi
Autor: Bauer, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-508154>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir stellen Nebi-Mitarbeiter vor

René Gilsli

Ob ich schon lange gewartet hätte, fragt er mich, als er die Haustüre öffnet – die Glocke spuckt nämlich. René Gilsis schwere Gestalt füllt die Türöffnung fast aus, und nun schlüpft er mir in Finken voran ins Haus. Ich meine, der Boden müßte ächzen unter ihm. Er tut es aber nicht. Es ist ein schöner, wohlgeflechter, mit Teppichen belegter Parkettboden in einem schönen, wohlgeflechtenen Haus. In Gilsis Kielwasser gelange ich zu einer Fensternische mit bequemen Stühlen, und dort sitzt er mir nun in verwachsenen Manchesterhosen kaum mehr bestimmbarer Farbe und einem alten Pull-over gegenüber, sein mächtiges, unverwechselbar modelliertes Gesicht unter dem grauwerdenden Struwwelpeterhaar mir abwartend, freundlich und zugleich etwas skeptisch, zugewandt. Ich wäre nun am Zug, und ich hätte mich gern in die Landschaft dieses Gesichtes vertieft. Da läutet es wieder. Er erhebt sich und kehrt mit der Katze auf dem Arm zurück, die sich mit einem Sprung gleich auf meiner Stuhllehne niedersetzt. «Möged Si Chatze?» Ich mag sie gern,

und so steht unserer Unterhaltung nichts im Weg. Das heißt: es fehlt noch etwas. Das verbindende und verbindliche Tröpfchen im Glas. Bald ist es herbeigeschafft. Da habe ich ihn nun also vor mir, den Künstler und Graphiker René Gilsli, dessen Karikaturen im *«Nebelpalter»*, dessen Onkel Ferdinand im *«Schweizer Spiegel»* seit Jahrzehnten ein Begriff sind, von dem aber die Leser und Betrachter eigentlich recht wenig wissen. Denn er ist ein stiller, im guten Sinn des Wortes ab-sonderlicher, alter Publicity abholder Mann, der seinen eigenen Gesetzen folgt. Und die ein wenig kennenzulernen, war ich ja zu ihm nach Notkersegg, die grüne Höhe oberhalb Sankt Gallens, hinaufgestiegen. Etwas wenig glaubte ich zwar über ihn von gelegentlichen Begegnungen, von der Bekanntschaft mit seinem vor etlichen Jahren verstorbenen Vater, dem Künstler Fritz Gilsli, zu wissen. Manches, nicht nur eine gewisse Linienführung in der Zeichnung, erinnert an diesen, vor allem aber das Haus, das ja das Haus seines Vaters war. Aber ich habe in René Gilsli keinen Poeten der Palette, wie jener es war, vor mir, keinen Maler, sondern einen ausgesprochenen Zeichner, dessen Art man wohl kaum besser umschreiben kann, als es sein Künstlerkollege Walter Roshardt im Vorwort eines gedruckten Bändchens von Gilsli-Zeichnungen getan hat, wo es heißt: «Sehr früh beschäftigten ihn die komischen und ernsten Nöte von uns Mitmenschen, vor allem auch der feierliche Ernst des Spießers aller Färbungen. Im Gegensatz zu jenen Zeitgenossen, die ihre Weltanschauung wie ein Ueberbein tragen, schaute er das Treiben der Welt mit wachen, vorurteilslosen Augen an und bemühte sich, diese Anschauung der Welt in

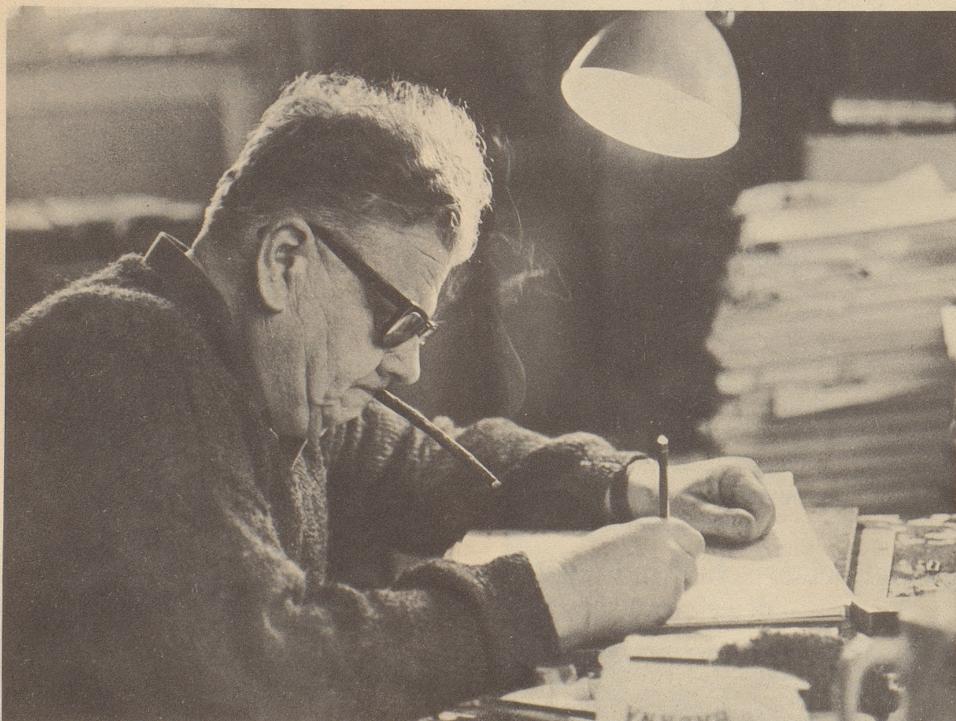
die ihm angemessene künstlerische Form zu bringen.»

Dieses Stichwort der angemessenen Form läßt mich unwillkürlich seine Karikaturen mit seiner eigenen Erscheinung vergleichen, die sich da barock füllig, malerisch vor mir im Lehnstuhl aufbaut. Es gab da einmal den Flugzeug-Slogan vom «flüsternden Riesen». Der kommt mir in den Sinn. Zwar weiß er, wenn er ins Feuer kommt, seine Stimme wohl zu erheben – in seinen Zeichnungen aber ist er niemals laut. Wohl spitzig, kritisch, zuweilen von Bosheit knisternd, aber alles in einer Fläche, in Räumen, in denen man atmen kann, breit angelegt. Er habe seinerzeit, erzählt der nun Dreißigjährige, an der Wiener Akademie der Meisterklasse eines routinierten Wandbildners angehört. Seine Sicherheit hat er beibehalten, auch wenn er nicht Maler und schon gar nicht Wandbildmaler und seine Fläche diejenige der Zeichenblätter geworden ist.

Den Zeichenstift habe er schon recht früh in den Griff bekommen. Als erstaunlich gut zeichnender Schulbub sei ihm die Förderung seines Künstlervaters, mit dem er sich ohne viel Worte gut verstanden habe, zuteil geworden. Er kam auch später in gute Hände: Nach einigen Jahren Kantonsschule machte er eine Malerlehre und war an der St. Galler Gewerbeschule Schüler von August Wanner. In Paris und Wien ließ er sich den Wind der Welt um die Nase wehen – schon damals arbeitete er gelegentlich für den *«Nebelpalter»*. Dann ließ er sich in Zürich nieder, wo er heute noch, nachdem er seit etlichen Jahren auf Notkersegg bei St. Gallen wohnt, ein Atelier an der Augustinergasse besitzt und fast wöchentlich Einkehr hält. Er habe Zürich mit Limmatquai und Bahnhofstraße und seinen künstlerischen Kontaktmöglichkeiten nötig. St. Gallen, seine Geburtsstadt, sei ihm lieb, aber halt doch etwas weit vom Geschütz. Zudem sei er, da er seine künstlerische Laufbahn nicht in dieser Stadt begonnen habe, regional nicht so verwurzelt wie seine einstigen Kollegen, die geblieben sind ...

Indessen hat uns Frau Gilsli etwas zum Knabbern gebracht und die erneut um den Besucher schnurrende Katze weggeholt. «Wüssed Si», meint sie in noch ganz leicht zugeschrisch gefärbtem Züritütsch, «min Maa isch en schräckliche Mäntschi.» Damit ergänzt sie René Gilsis Darlegung seiner Arbeitsweise: Er sei selten ganz zufrieden mit seinen Bildern und Texten; kaum seien sie aus dem Haus, wisse er ganz genau, wie sie eigentlich hätten sein müssen. Herr Gilsli gibt es lachend zu und verweist auf die besonderen Schwierigkeiten des politischen Karikierens. Zwar lägen viele Probleme und damit Themen in der Luft, seien latent vorhanden, ließen sich in Ideen bündeln und schließlich zeichnerisch und textlich formulieren, allein nicht ungern ließen sie Gefahr, von der Aktualität überholt zu werden. Und

Foto Karl Künzler



da gelinge dann eben das Tüpfchen auf das i nicht immer. Das mopse ihn. Wie oft ihm aber das entscheidende Tüpfchen aufs i der jeweiligen weltpolitischen, innenpolitischen oder einfach menschlichen Situation mit sichersten, zu unverwechselbaren Figuren, Gestalten, Verhältnissen sich verdichtenden Strichen gelang und gelingt, das verschweigt er bescheiden. Der schon zitierte Künstlerfreund Walter Roshardt erinnert mit folgendem Beispiel daran: «Ich lernte Gilsi, diesen stillen, aller Wichtigtuerei und sektenhafter Einseitigkeit unzugänglichen Ateliernachbarn und Kollegen, in den Jahren der akuten Gefährdung (1930–1944) kennen. Unvergeßlich die «Nebelpalter»-Nummer aus der Fröntlerzeit «Starke Männer her», die textlich und graphisch eines der achtbarsten Dokumente ist, die in jener oft beschämenden Epoche geschaffen wurden ...» Es ist nicht dabei geblieben. Unzählte Nebi-Nummern seither erhielten ihr Hauptgepräge von Gilsis unbestechlicher Zeichenfeder und erhalten es hoffentlich noch recht lange.

Wie er denn die Zeit, ihre Erscheinungen, ihre Menschen mit ihren komischen und

ernsten Nöten in den Griff bekomme, das heißt wie er sich informiere, will ich noch von ihm wissen. Er sei ein intensiver Zeitungsleser. Ihm liege das passive Radiohören und Fernsehen wenig, er komme sich dabei in die leidige Rolle des abgefüllten Sackes gedrängt vor. Für ihn werde das aktive Zeitungslesen zum kritischen Prozeß, zur steten Auseinandersetzung mit der Welt und ihrer Entwicklung, der Welt der großen Politik ebenso wie der alltäglich ihn umgebenden kleinen Welt. Gerade der helvetische Alltag biete immer wieder eine Menge menschlicher, allzumenschlicher karikaturistisch unerschöpflicher Situationen. Das beste Beispiel dafür ist wohl Gilsis unsterblicher Onkel Ferdinand im «Schweizer Spiegel», der schon mehr als zum dreihundertsten Mal so unverkennbar und großartig unterschwellig die Inkonsistenzen von uns Erwachsenen darstellt, jene liebenswürdigen Inkonsistenzen, deren sich auch René Gilsi lachend zeigt, deren Abbild er in seiner eigenen Erscheinung und Lebensform ist: Seine zerzauste Mähne, seine verbeulten Manchesterhosen, sein schlotternder Pullover steht in seltsamem Gegensatz

zu der bürgerlichen Atmosphäre, die ihn mit dem gepflegten Haus und seinen gediegenen Räumen umgibt. Er könne und wolle seine Herkunft aus dieser bürgerlichen Welt nicht verleugnen, meint er, er könne und wolle sich aber auch nicht damit identifizieren, denn als Künstler sei er seit eh und je in Opposition gestanden zur Welt der Alten. «Di Aalte und ehri Wält hemmer nie gfale», betont er, da ihm aber auch die heutige Welt mit ihrer den Menschen aus dem Seinigen expropriierenden Technik noch weniger gefalle, sei erstere doch das kleinere Uebel. «So mueni halt wider Wile uf de Site vo de Aalte bliibe.» Auf dieser Seite bin ich René Gilsi begegnet, aber nicht als einem Menschen und Künstler, der resigniert, sondern als einem, der von dieser stillen Warte aus, wie Walter Roshardt es formulierte, «das Treiben der Welt mit wachen, vorurteilslosen Augen anschaut und sich bemüht, diese Anschauung der Welt in die ihm angemessene, künstlerische Form zu bringen.» Wie sehr es ihm immer wieder gelingt, davon zeugt jede Nummer des «Nebelpalters».

Hermann Bauer

Song von der schweizerischen Arbeitswut

Chrampfe, chrampfe, schaffe, schaffe,
Nüd im Grüne umegaffe,
Nüd im Gärtli umeschta,
S Läbe isch zum Chrampfe da.

Schaffe, schaffe, schufte, schufte,
Nie verschnuufe, nie verlufte,
So chunsch vorwärts uf der Wält,
Das isch luschtig, das git Gält.

Schaffe, werche, schufte, chrampfe,
Umesieche, umeschtaampfe,
Energie im schtuure Blick:
Zyt isch Gält und Gält isch Glück.

R. Gilsi

